



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Das Mittelmeer. Asien und Afrika. Türken und Franzosen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

letzten treiben ließ, um nach dieser ungeheuren Explosion nur den ausgebrannten Krater zu hinterlassen.

In den Niederlanden dauerte der Zustand der Erregung noch länger. Für den Geschichtschreiber bleibt er ein Symptom kommender Zeiten, in denen glühender Freiheitsinn und leidenschaftlicher Glaube triumphieren sollten. Aber schon jetzt zeigten sich neben den Ansprüchen des hohen Adels, den Eigenwilligkeiten der Städte, den üppigen Bereicherungen und wechselnden Krisen des Handels diese Züge tieferer Beunruhigung des kleinen Volkes gegenüber dem spanisch-habsburgischen Kaisertum.

Das Mittelmeer, Asien und Afrika. Türken und Franzosen

Der Kampf zwischen Orient und Okzident, zwischen Christentum und Mohammedanismus, der sich in unseren Tagen des religiösen Gehalts entkleidet hat, ohne verschwunden zu sein, hatte seine ersten Höhepunkte im 8. und 12. Jahrhundert. Beide Male waren burgundisch-flandrische Geschlechter Vorkämpfer der Christenheit. Ihr Erbe lag jetzt bei den Habsburgern, die den chronisch gewordenen Kampf an der Donau von Albrecht II bis auf Leopold I blutig bestanden; auch in Spanien und Neapel rückten sie nun in die Front der Abwehr ein; hier als Erben der katholischen Könige und des Kimenez. Daß die scharfen Maßregeln gegen die Moriskos in Spanien auf ihre Stammes- und Glaubensbrüder in Nordafrika erregend zurückwirkten, ist offenkundig; viele flohen nach dort hinüber. Von den Dabeimgebliebenen sagte man, sie ermunterten und führten die Piraten, die zu Schiff die Küsten plünderten; wie in Cadix, Malaga, Murcia und Valencia, so in Sizilien und Neapel.

Sie im Zaume zu halten, hatten die Spanier an der Nordküste von Afrika viele feste Plätze, von denen aus dies Unwesen betrieben wurde, in ihre Hand gebracht und durch Garnisonen in den beherrschenden Burgen festgehalten; gelegentlich auch Flottenkämpfe herausgefordert, nicht immer mit dem gewünschten Erfolge. Sie besaßen an der Westküste von Marocco Santa Cruz de mar pequeña, an der Nordküste wenigstens bis 1522 Velez de la Gomera; weiter Tenes, Algier mit dem Felsen, dem Peñon d'Algel, Dellys und Bugia, die aber neuerdings zumeist verloren waren. Im Mai 1529 mußte auch die Zitadelle von Algier dem früher schon genannten Chaireddin Barbarossa geopfert werden. Im Frühjahr 1530 ließ Karl den Andrea Doria eine erfolg-

reiche Unternehmung gegen das Piratennest Cherchel westlich Algier durchführen; aber mit Barbarossa selbst wagte auch Doria nicht anzubinden. Noch weniger vermochten das aus eigener Kraft die seit dem Frühjahr 1530 endgültig auf Malta angesiedelten Johanniter. Im nächsten Jahre 1531 nahm Alvaro de Bazan den Hafen des binnenländischen Tlemcen, das nördlich davon gelegene Honeine. Von Dorias Unternehmen an der Adria war schon die Rede; jetzt wurde Coron auf dem Peloponnes wieder entsetzt und erst später (1. April 1534) freiwillig aufgegeben.

Indessen erschien der unternehmungslustige, obwohl schon bejahrte Barbarossa erst recht gefährlich durch seine Ergebung in die Dienste des Sultans, wofür ihm dieser den Befehl über namhafte Teile der türkischen Flotte überließ. Er ging nun vollends auf Piraterie großen Stils, plünderte die Küsten und verschleppte Christen massenhaft als Sklaven. Man erzählte mit Grauen, daß es ihm eines Tages an der Küste Neapels fast gelungen wäre, die schönste Frau Italiens, Giulia Gonzaga, die Gemahlin des Vespasiano Colonna, zu fangen, um sie dem Sultan in seinen Harem zu liefern.

Zu solchen Plagen steigerte sich der Kampf der Osmanen gegen die Christenheit, und nicht nur der Kaisergedanke, sondern primitivste Herrscherpflicht und Menschlichkeit legten Karl die Notwendigkeit der Abwehr auf. Da aber die türkischen Vorstöße an der Donau wie im Mittelmeer politisch gegen die Macht des Hauses Habsburg gerichtet waren, so ergab sich für den König von Frankreich die Versuchung, seinerseits mit den Türken gemeinsame Sache zu machen. Für Frankreich leuchtete zugleich die Hoffnung auf, seine Absichten auf Genua mit Hilfe der türkischen Flotte zu verwirklichen. Hinter dieser Türkenpolitik, in die sich Franz I immer tiefer verstrickte, stand die völkerrechtlich erhebliche Tatsache, daß auf diese Weise die bis dahin verabscheute Welt des Islam in das Recht der europäischen Staaten aufgenommen wurde.

Auch in Siebenbürgen gab es Verhandlungen nach beiden Seiten durch die Verschwägerung des Woitwoden mit Polen und durch sein Vasallenverhältnis zu den Türken — zugleich der Anfang eines neuen politischen Systems an der unteren Donau. Ferdinand aber war nach der doppelten Abwehr der Türken von 1529 und 1532 seinerseits mit ihnen in Verhandlungen getreten wegen des Friedens und wegen der Abgrenzung der beiderseitigen Macht auf dem Boden Ungarns. In der feierlichen Audienz vom 22. Juni 1533 erhielten seine Gesandten sogar einen ehrenvollen „ewigen Frieden“.

Längst wünschte sich auch der Kaiser an diesen Botschaften zu beteiligen, zuletzt durch Entsendung des Cornelius Schepper, der aber unter den Gesandten

Ferdinands erscheinen sollte. Man mußte indessen an der Pforte durch Zuträger aller Art genugsam, wie sich die Dinge in Wirklichkeit verhielten, und die eingehenden Berichte, die wir über diese Gesandtschaften besitzen, geben ein gutes Bild von der großsprecherischen Haltung des Sultans, der zwar mit Ferdinand in Frieden treten wollte, nicht aber mit dem Kaiser, den er in seiner Ohnmacht gegenüber den Protestanten und dem Papst auch noch verspottete.

Frankreich pflegte die Beziehungen zur Pforte spätestens seit 1528, wo der spanische Emigrant Rincon seine Tätigkeit begann. Graf Nogarola, der 1530 mit den Gesandten Ferdinands an die Pforte zog, fand ihn hier bereits in hohen Ehren. 1532 gelangte Rincon zu bestimmten Abmachungen, wobei auch Marillac und sein Sekretär la Forest mitwirkten. 1535 zog die erste förmliche französische Gesandtschaft nach Konstantinopel, die im Februar 1536 das lange vorbereitete Bündnis abschloß. 1537 empfing König Franz selbst türkische Gesandte, obwohl er jetzt und noch lange im eigenen Lande mit starker Abneigung gegen diese Politik rechnen mußte.

Andererseits hatte auch die spanisch-habsburgische Politik das System der Allianzen in den Rücken des Gegners getragen. Spanier und die in Vorderindien ansässigen Portugiesen gewannen Anknüpfungen mit dem Schah von Persien, der selbst in schweren, wenn auch unterbrochenen Kämpfen mit den Türken lag. Jean de Balbi hatte im Mai 1530 bei den Persern insofern eine ausgesprochen ungünstige Lage vorgefunden, als der Schah sich gerade mit den Türken vertragen hatte, um die Hände freizubekommen für seinen Kampf in Chorasam. Im übrigen blieb Portugal, als Kolonialmacht und dynastisch dem Kaiserhof verbunden — doch auch von Frankreich umworben —, im eigenen Interesse bedacht auf Neutralität zwischen den beiden großen Gegnern.

Gegen 1535 bestand also eine Wechselwirkung zwischen den asiatisch-afrikanischen und den europäischen Machtgruppen.

Karl war seit Ende April 1533 wieder in Spanien. Hatte die Kaiserin mit glücklicher Hand die Cortes von Castilien gehalten, so fand Karl im Sommer des Jahres bei den Aragonesen in Monzon die alten Schwierigkeiten. Monatslang verhandelte er über die herkömmlichen Klagen und die von ihm geforderten Bewilligungen. Wegen Krankheit der Kaiserin verließ er vorübergehend die Cortesstadt, was wiederum zu umständlichen Förmlichkeiten führte. Später zog der Hof nach Castilien. Im Frühjahr hielt man längere Zeit zu Toledo und Segovia Residenz, im Herbst zu Valencia, also wieder im Norden; von Mitte Oktober 1534 bis zum März 1535 in Madrid.

In steigendem Maße erwärmte sich der Kaiser in dieser Zeit für eine Unternehmung gegen die Ungläubigen an der afrikanischen Küste. Sie gewann festere Gestalt, als Barbarossa von Algier aus sich im August 1534 auch noch der Herrschaft über Tunis bemächtigte unter Verdrängung des angestammten Herrschers Muley Hassan. Aber die Unternehmung wurde im größten Geheim vorbereitet; insbesondere erfuhr man erst im letzten Augenblicke, daß der Kaiser persönlich dabei sein wollte.

So waren seine Tage jetzt, abgesehen von den Cortesverhandlungen und den niemals fehlenden Spielen und Jagden, ausgefüllt von den diplomatischen und militärischen Vorbereitungen zum Zuge gegen Tunis.

Diplomatisch lag ihm alles daran, jede kriegerische Verwicklung im Norden, vor allem von seiten Frankreichs, zu vermeiden. Deshalb sah er im Sommer und Herbst 1534 die Erledigung der württembergischen Sache in erster Linie unter dem Gesichtspunkt, die deutschen Fürsten von Frankreich fernzuhalten. Aus demselben Grunde empfahl er Ferdinand am 14. August so dringend die Familienverbindung mit Bayern. Man müsse vergessen können, so redete er ihm zu, wie auch er vielerlei um des allgemeinen Wohles wegen ertrage. „Man muß die Dinge nehmen wie sie sind“, wiederholte er in seinem Briefe vom 4. September. Die übelsten Wirkungen befürchtete er von der englisch-französischen Freundschaft, und in den Instruktionen an seine Vertreter ging er bis an die Grenze des Tragbaren, wie wir eben noch gehört haben. Er wünschte freilich, daß die Königin und die Prinzessin Mary in England blieben, damit die Untertanen und die ganze Welt das Unrecht an ihnen um so lebendiger empfänden. Aber er gab doch sonst hier und in Frankreich eifrig gute Worte.

Eine Entlastung bedeutete für ihn der Tod des Papstes Clemens VII am 25. September, der durch seinen Besuch in Marseille den Kaiser verlegt, den König von England verärgert und den von Frankreich übermütig gemacht hatte.

Trotz aller Schwankungen der Beziehungen und der Machtverhältnisse spürte Frankreich die Stärke seiner geschlossenen Monarchie gegenüber den Schwächen dieser ungeheuren politischen und ideellen Inanspruchnahme des Kaisers. Ohne Scheu erhob der König exorbitante Forderungen. Er lasse sich die eheliche Verbindung zwischen seinen und des Kaisers Kindern gern gefallen, verlange aber als seinen angestammten Besitz und als das Erbe seiner Kinder Mailand, Genua, die Grafschaft Asti und Montferrat. Wenn der Kaiser Bedenken habe, selbst den Herzog Sforza zu beseitigen, so möge er ihm nur freie Hand lassen, zum allermindesten ihm das Herzogtum nach dem Tode Sforzas zusichern.

Der Kaiser mußte Stellung nehmen, und Granvelle, den wir nun fast in der Rolle Gattinaras finden, in seinen Denkschriften weniger umfassend, aber klar und scharf, brachte im November 1534 Erörterungen zu Papier mit dem Für und Wider eines Entgegenkommens gegen Frankreich. Sie gipfelten in völliger Ablehnung der französischen Forderungen. „Angesichts der Gewohnheit der Franzosen, ihre Verträge zu brechen, wie Vergangenheit und Gegenwart lehrten, würde man auch in Zukunft nichts von ihren Versicherungen und von den Vereinbarungen mit ihnen halten dürfen. Deshalb müsse der Kaiser nach Ehre und Gewissen seinerseits alle Abmachungen, also auch die mit Mailand und mit den anderen Staaten zur Aufrechterhaltung des Friedens in Italien, um so strenger innehalten. Am wenigsten dürfe er die Hand dazu bieten, diesen unzuverlässigen Gegner durch einen Machtzuwachs noch unverschämter und gefährlicher zu machen.“

Je bestimmter auch der Kaiser diese Meinung teilte, desto schwieriger wurde es, Frankreich hinzuhalten. Die betont feierlichen Gesandtschaften von Nassau und Noircarmes verfolgten im Grunde nur diesen einen Zweck. Zur Sicherheit freilich beauftragte Karl den Grafen von Nassau gleichzeitig, in den Niederlanden mit der Königin Marie alles für eine etwa notwendige Verteidigung einzurichten. Während des Herbstes 1534 rechnete er nach den Briefen an Ferdinand fast sicher mit dem Wiederausbruch des französischen Kriegs, „wenn Nassau keinen Erfolg haben sollte“. In letzter Stunde (April 1535) benutzte er noch die Reise des Pfalzgrafen Friedrich von Spanien in die Niederlande, um dem Könige sein oft bewiesenes Wohlwollen vorzurücken, seine Friedensbereitschaft, seinen Verzicht auf Burgund, und daß er nichts verlange als das Seinige und die Durchführung der letzten Verträge. Der Pfalzgraf sollte sich gegenüber den Einreden des Königs darüber beklagen, daß seine Unterstützung von Württemberg und Geldern ausdrücklich gegen die beschworenen Verträge verstoße. „Wenn der König von Frankreich“, so ließ er sagen, „auch nur ein Körnchen guten Willens besitzt, muß er einsehen, daß der Kaiser ihm überall so weit entgegengekommen ist wie möglich, und daß die Schrift des Königs an Kurfürsten, Fürsten und Stände von Deutschland, insbesondere die Anschuldigung einer Verhinderung des Konzils das Gegenteil der Wahrheit sagt.“ Jrgendeine Gewähr für den Erfolg dieser Vorstellungen erhielt aber der Kaiser nicht.

Das Manifest des Königs von Frankreich an die Deutschen vom 1. Februar 1535 sollte offenbar die eben gewonnenen Beziehungen zur deutschen Opposition vertiefen und verallgemeinern. Der Kaiser beantwortete es nicht in derselben öffentlichen Form, da er das für nicht schicklich erklärte. Wohl aber gab er am 19. April, schon von Barcelona aus, dem Grafen Roelyt, Adrian von Croÿ,

eine Instruktion an die deutschen Fürsten und Stände, deren Bedeutung für uns in der sehr lehrreichen, gewiß ebenso zutreffenden wie offensiblen Ausdeutung der kaiserlichen Politik liegt. Der Entwurf stammt von Granvelle, aber der Kaiser hat ihn eigenhändig durchkorrigiert.

Da heißt es, daß man die Deutschen schon für sehr dumm halten müsse, wenn man ihnen derartig notorische Unwahrheiten vorsehe. Die Einstellung des Königs von Frankreich zur Türkenabwehr und zum Konzil erhelle am deutlichsten daraus, daß er nach Mitteilung des Papstes selbst zu diesem in Marseille gesagt habe, er lasse die Türken nicht nur gewähren, sondern treibe sie noch an, und daß er seine Teilnahme am Konzil durchaus von der Übergabe Mailands abhängig mache. Ähnliches hätten den kaiserlichen Gesandten die Leute des Sultans in bezug auf den Frieden mit dem Kaiser gesagt. Er, der Kaiser, müsse es nun allerdings ablehnen, auf solche Weise den Türken zum Schiedsrichter zwischen christlichen Fürsten zu machen. Er verzichte auch darauf, von den Verhandlungen mit Barbarossa ausführlicher zu reden; Gritti, der Beauftragte des Sultans, habe dem Cornelius Schepper, einem glaubwürdigen Mann, offen erklärt, daß die türkische Flotte nur auf Betreiben Frankreichs an Barbarossa übergeben sei; auch wäre ein Hinausschieben ihrer Operationen selbst angesichts des Krieges mit dem Schah von Persien nicht angängig, da Frankreich bestimmte Versprechungen erhalten habe — natürlich zur Eroberung von Genua und anderen Plätzen Italiens.

Was den Vorwurf der Tyrannei und Machtbegier betreffe, fuhr er fort, so brauche er sich nicht erst zu entschuldigen, denn jedermann wisse, daß alle Kriege der letzten Zeit nur durch das Verlangen des Königs nach Mailand hervorgerufen seien. Der König habe ihn oft bestürmt, er wolle ihn, den Kaiser, zum mächtigsten Herrscher der Erde machen, wenn er dem Könige nur Mailand gäbe. Ihm dagegen habe nie etwas anderes vor Augen gestanden, als der Friede in der Christenheit, die Abwehr der Türken und das große Konzil. Er könne sich dafür auf alle deutschen Tagungen von Augsburg, Regensburg und Nürnberg berufen. Bei dem Gedanken einer Eheschließung ihrer Kinder habe ihm auch nur die Mitwirkung des Königs bei der Türkenabwehr und beim Konzil vorgeschwebt; zum Überfluß habe er dem Sohn des Königs noch eine hohe Rente aus Mailand in Aussicht gestellt. Der König dagegen verlange Mailand, Genua, Asti und Montferrat — oder gar Florenz! An wem hänge also der Verdacht der Eroberung? Der Behauptung, daß der König mehr für das Konzil getan habe als der Kaiser, stehe das ausdrückliche Zeugnis eines noch lebenden Nuntius entgegen, daß der Papst den König weder zum Konzil

noch zur Türkenabwehr habe bestimmen können. Wenn der König sich brüste, den neuen Papst bei der Wahl auf das Konzil festgelegt zu haben, so verkleinere er damit das Kollegium der Kardinäle und maße sich kaiserliche Rechte an; er brauche sich auch nicht um den Ort des Konzils zu kümmern, da seine Gegenwart dort nicht nötig sei. Was den Handel betreffe, so kämen alle Edelmetalle aus Deutschland, zumal aus seinen und Ferdinands Erblanden und würden in Frankreich zum allgemeinen Schaden als Münze nur verschlechtert. Endlich sollte Roeytz gegenüber den entgegengesetzten französischen Behauptungen betonen, daß auch sie, Kaiser und König, wahre und geborene Deutsche seien.

Suchte auf diese Weise der Kaiser angesichts seiner Kriegspläne gegen die Ungläubigen Gefahren ideeller und kriegerischer Art in seinem Rücken hinwegzuräumen, so hatte er nicht minder große Hindernisse im eigenen Lande, sogar in der nächsten Umgebung zu überwinden. Längst vertrat der Mann, dem Karl in Spanien das größte Vertrauen schenkte, der Kardinal-Erzbischof von Toledo, Don Juan de Lavera, den engsten Standpunkt der Interessen Castiliens unter sehr bestimmter Ablehnung der kaiserlichen Universalpolitik. Jetzt griff dieser zur Feder, Januar 1535, um die dringendsten Bedenken gegen den Zug des Kaisers nach Tunis und nach Italien zu Papier zu bringen. Denn inzwischen hatte Karl endlich im königlichen Räte genauere Mitteilungen gegeben über seine nächsten Pläne. Die Ehre Gottes, hatte er da gesagt, das Wohl der Christenheit, die Nöte seiner Reiche, die eigene Ehre und Reputation verlangten von ihm diese Fahrt. Eben dagegen wandte sich der Kardinal. Das Unternehmen sei gefährlich und habe geringe praktische Bedeutung. Barbarossa werde, von Frankreich gewarnt, sich dem Kampf entziehen. Wenn schon der Kaiser auf dem Unternehmen bestehe, so möge er wenigstens nicht selbst teilnehmen. Noch größere Bedenken aber erwecke der Plan einer erneuten Einmischung in die Verhältnisse Italiens; der Kaiser werde vermutlich gar nicht umhin können, selbst wieder den allgemeinen Krieg zu beginnen.

Man sieht, der vornehmste Berater der Krone in Spanien vertrat gleich vielen anderen jetzt eine den Ansichten Gattinaras genau entgegengesetzte Auffassung. Wie stark der unbewusste Einfluß des alten Kanzlers doch auf den jungen Kaiser gewesen war, bemerkt man erst jetzt. So gewichtig die Gründe Laveras, die wir nicht im einzelnen verfolgen, so stark die hinter ihm stehenden Kräfte auch waren — unter denen wir gewiß auch die Kaiserin selbst wieder vermuten dürfen —, der Kaiser ließ sich nicht mehr irre machen. Gerade von Italien aus, so war seine Idee, wollte er im Lorbeer des Siegers über die Ungläubigen dem Könige von Frankreich endlich Ruhe und Frieden aufzwingen.

Wir sehen den Kaiser jetzt vollends zu sich selbst gekommen, auch über Gattinara so weit hinausgewachsen, wie das Handeln über dem Reden liegt. Wenn Lavera meinte, die Königstreue der Spanier dürfe man nicht auf eine zu harte Probe stellen, so war das ein gewagtes Argument. Noch gewagter, gegenüber dem Hochgefühl des jungen Kaisers, von der abenteuerlichen Unternehmungslust „eines jungen Edelmannes“ zu sprechen. Diese bedächtigen Räte hatten doch auch ihre Art von Hochmut; noch 1543 scheute sich selbst Granvelle nicht, der Königin Marie vom Kaiser in ganz ähnlichem Ton zu schreiben, daß er ihm abraten müsse von „diesen Unternehmungen junger Herren“. Was aber wäre der Kaiser gewesen ohne diese Leidenschaft für seine Ehre und Reputation, ohne diese mutige Bereitschaft zum Einsatz? Was hätte ihn im Grunde auch der spanischen Seele näherbringen können?

Tunis, Sizilien und Neapel 1535

Mit ganz anderen Stimmungen rüstete der Kaiser jetzt zum Kriege, als vor drei Jahren gegen die Türken in Steiermark und Ungarn, wo er nach all den üblen Eindrücken in Deutschland verspätet und fast mißmutig seiner Pflicht genügte, zumal es ihn auf alle Weise nach Italien und Spanien zurückzog! Jetzt dagegen hatte er sich seinen Plan erkämpfen müssen, jetzt galt es seine eigene Sache und wirklich eine Angelegenheit der ganzen Christenheit. Außerdem dachte er seit zehn Jahren daran, seine italienischen Staaten Neapel und Sizilien zu besuchen. Das wollte er jetzt in der höchsten Ehre des erprobten Kriegers tun.

Dazu hatte sich der Feind ihm keineswegs entzogen, wie 1532 der Türke am Rande der Alpenländer. Ein Versuch, unter der Hand Barbarossa von den Türken zu trennen, war mißlungen. Nun konnten nur noch die Waffen sprechen. Für die Kaiserin-Regentin waren schon am 1. März 1535 alle Vollmachten in den nun üblich werdenden Formen ausgefertigt.

Barcelona wurde Versammlungsplatz für die spanischen und portugiesischen Galeeren. Voll Freude begrüßte der Kaiser seinen Schwager, den Infanten Luis von Portugal, der nun den ganzen Feldzug an seiner Seite mitmachte. Die Blüte des spanischen Adels stellte sich ein. Am 10. Juni stieß Andrea Doria mit seinen Schiffen dazu. Inzwischen versammelten sich die Aufgebote der deutschen, päpstlichen und anderen italienischen Truppen mit den Maltesern bei